

Reinhold Schneider

„Der Wahrheit Stimme“

Ilka Scheidgen

Niemand hätte wohl dem Spross einer berühmten Hoteldynastie im mondänen Baden Baden an seiner Wiege vorausgesagt, dass er einmal die „Stimme des Rufers in der Wüste“ während der dunkelsten Zeit des 20. Jahrhunderts, des Nationalsozialismus, sein würde. Als solchen bezeichnete der britische BBC nach Kriegsende den Schriftsteller Reinhold Schneider, der während des Zweiten Weltkrieges mit seinen von Hand zu Hand gereichten subversiven Gedichten und Flugschriften sowie tausenden von Briefen an Soldaten und Gefangene, Opfer des nazistischen Terrorregimes „religiösen Sanitätsdienst“ leistete, wie er selbst einmal sagte.

Am 13. Mai 1903 wird Reinhold Schneider als zweiter Sohn des protestantischen Hoteliers Wilhelm Schneider (1867-1922) und seiner katholischen Ehefrau Louise Wilhelma Augusta, geb. Messmer (1879-1955), in Baden-Baden geboren. Noch ist es die „Belle Époque“. Im Hotel Messmer, in dem Reinhold mit seinem Bruder Willy aufwächst auf roten Teppichen, mit Dienern in Livrée, Köchen, Kellnern, Zimmermädchen und Portiers – einer Entourage dienstbarer Geister, die für das Wohl ungekrönter und gekrönter Häupter wie das deutsche Kaiserpaar, das jährlich im „Maison Meßmer“ abstieg, zuständig waren. Graf Zeppelin, französische Adlige, russische Fürsten, englische Rennstallbesitzer feierten rauschende Feste am Vorabend einer zu Ende gehenden Epoche. Und mittendrin ein sensibler Knabe, der trotz des äußerlichen Prunks zu unerklärlicher Traurigkeit neigt. Denn, so schreibt er in seinen Lebenserinnerungen „Verhüllter Tag“ (1954): „Ein Gasthaus ist nicht Heimat...Wo die Türen nicht geschlossen, die Wände nicht dicht sind, kann keine Familie sein.“

Doch es sollte schlimmer kommen. Nach Ende des Ersten Weltkrieges verkaufte der Vater das Hotel und verlor durch die Inflation das gesamte Vermögen. Reinhold absolvierte nach dem Abitur gerade eine kaufmännische Lehre in Dresden, als sich sein Vater 1922 das Leben nahm und den Sohn dadurch in eine tiefe Lebenskrise stürzte, in der er selbst einen Suizidversuch unternahm. Zum Glauben hatte Schneider da noch nicht gefunden, und so strudelte er durchs Leben, ohne zu wissen warum und wozu. „Aber wer vermisst sich, die Frage zu beantworten: warum ist was ist; warum lebt was lebt; warum Gott, der sich im Anfang selbst genügte, sich zur Verherrlichung durch Werke entschloss, das Lob des Weltalls wollte?...Ich war jenseits dieser Fragen. Es ging mir nicht um Gott; ich hatte kein Bewusstsein seiner Gegenwart; ich fühlte nur die brennende Wunde des Daseins.“ (Verhüllter Tag)

Seine Fragen an das Leben rangen um Antwort. „Der Weg vom tragischen Nihilismus zum Glauben, von der Bindungslosigkeit zu Bindungen“, so beschrieb Schneider im Rückblick seine damalige Entwicklung. In dieser Lebensphase voller Suchen und Ringen entdeckt er die Schriften des spanischen Dichters und Philosophen Miguel de Unamuno (1864-1936), dem Wiederentdecker und –erwecker des Don Quichote. „Er hat mein Leben verändert. Nicht der Denker war es, sondern der zugleich von der Mystik geprägte tragische Existentialist“, durch den Schneider erstmals auf die Bedeutung von Geschichte vor dem Horizont Gottes gestoßen wird. Jetzt gewinnt sein Leben eine Richtung, drängt nach Ausdruck. „Aber wer aussagen will, bejaht.“ Schneider fühlte sich endlich existentiell herausgefordert. Und er beginnt zu reisen. Seine erste Reise führt ihn im August 1928 nach Portugal. Das Land der Saudade und des Fado musste in seiner Melancholie sein Innerstes berühren und wurde in der Tat „die Landschaft meiner Seele“. Hier fand er die Erkenntnis „von der ewigen Heimatlosigkeit des Menschen“ bestätigt, der er nun seine Antwort entgegengesetzte, indem er zu schreiben begann: über Portugal selbst, über dessen Nationaldichter Camoes. „Die Leiden des Camoes“ (1930 veröffentlicht) wurde sein erster historischer Roman in einer Reihe der Bearbeitung historischer Stoffe: „Philipp II. oder Religion und Macht“ (1931),

„Die Hohenzollern. Tragik und Königtum“ (1933), „Das Inselreich. Gesetz und Größe der britischen Macht“ (1936) Während Schneider einerseits gekrönten Häuptern eine gewisse Verehrung zukommen lässt, ist dennoch seine Absage an Größenwahn und schiere Machtausübung nicht zu übersehen.

Reinhold Schneider hatte seine Berufung gefunden. Seinen erlernten Beruf als Kaufmann konnte er 1928 zugunsten der freien Schriftstellerei aufgeben. Von Dresden, wo seine Vermieterin Anna Maria Baumgarten zu seiner lebenslangen Gefährtin wurde, siedelte er nach Potsdam um, wo er von 1931 bis 1938 in unmittelbarer Nähe lebt zu dem sich etablierendem totalitären Machtregime des Nationalsozialismus. Früh und prophetisch erkennt Reinhold Schneider das heraufziehende Unheil und schreibt dagegen an. Als Geschichtsromancier etabliert, macht er es sich zur Aufgabe, gegen den Wahn seiner Zeit anzuschreiben durch Historisierung eines hoch aktuellen Themas, die Rassenideologie der Nazis. Sein auch heute noch bekanntestes Werk „Las Casas vor Karl V“, 1938 erschienen, wurde auch sofort richtig verstanden als zwar getarnter – durch Rückverlegung in die Konquistadorenzeit - Protest gegen den nationalsozialistischen Genozid, der nur kurz nach Erscheinen seines Buches im November 1938 in der Reichskristallnacht den ersten unübersehbaren Höhepunkt von Hitlers Rassenwahn erkennen ließ. Durch seinen Freund, den Dichter Jochen Klepper, der mit einer Jüdin verheiratet war, hatte Schneider frühzeitig Kenntnis von den mörderischen Plänen der neuen Machthaber.

Wieder einmal behandelt Schneider das Leben eines realen Menschen, des Dominikanermönches Bartolomé de Las Casas (1484-1566): ein Mensch, der der Stimme seines Gewissens folgt und ein prophetisches Nein spricht zur Ausbeutung und Erniedrigung eines ganzen Volkes, der Indios, und so zum „Apostel der Indios“ wird. Ihm gegenüber Kaiser Karl der V., den Las Casas in einem Streitgespräch mit dem Machtmenschen Sepulveda in einer Disputation um die Rückgabe der Rechte an die Indios bittet, denn – so argumentiert er – „Gott (hat) den Menschen frei geschaffen und vor ihm (ist) kein Unterschied zwischen den Menschen“. Plünderung, Versklavung, Ermordung, Ausrottung – all das unübersehbare Parallelen zum Rassenwahn der Naziideologie. Für den

Ausgang der Disputation befürchtet Las Casas nicht Gutes. „Man schein unter Sepulvedas Führung entschlossen zu sein, den von Menschen geschaffenen Staat an die erste Stelle, Gottes Gebot an die zweite Stelle zu setzen, was freilich bequem sei für den Augenblick, aber von den entsetzlichen Folgen für die spätere Zeit.“

Als „Herrenvolk“ fühlten sich die Spanier offenbar zur Unterdrückung der Ureinwohner von Lateinamerika berechtigt. Dies nun bestreitet Las Casas ganz vehement und fordert vom Kaiser das Recht auf Menschenwürde für die Indios. Sein Kampf für die Indios trug Früchte. 1542 erließ Kaiser Karl die „neuen Gesetze“ zum Schutz der Ureinwohner. Las Casas wurde von ihm zum Bischof ernannt, um die Durchführung und Einhaltung der Gesetze zu überwachen. Mit der Ausarbeitung dieser exemplarischen Biografie wollte Reinhold Schneider den Lesern vor Augen führen, bis in welche Abgründe legalisiertes Unrecht führen konnte. Las Casas war Augenzeuge von der Verrohung bis dahin ganz normaler Menschen geworden. Eine solche befürchtete der Dichter auch für sein Land. Eine leider sich bewahrheitende Prophetie. Schneider sollte schon bald Publikationsverbot bekommen.

Mitten in die Beschäftigung mit diesem Stoff fiel eine biografische Wende – eigentlich DIE Wende – in seinem Leben, die Hinwendung zum Glauben an Jesus Christus, über die er in „Verhüllter Tag“ Auskunft gab: „In den Anfechtungen, die härter, schrecklicher werden mit steigenden Jahren, mit der Enthüllung der Erde und Geschichte des Menschen, gewisser Lebensgesetze, der eigentlich untragbaren Übermacht des Kosmos, ist mir das doch geblieben: Christus kann nicht lügen; er wollte die Wahrheit nicht lehren, sondern *sein*.“

Das immer reißendere Gefälle europäischer Geschichte trieb ihn Christus entgegen. „Fügung und Führung setzen nur ein, wenn eine Gewissheit da ist; an ihr befestigen sie sich, und langsam unterliegt das Leben einem verborgenen Plan; wir brauchen ihn nicht zu kennen; er setzt sich durch“.

1936 schreibt Schneider - wiederum prophetisch – sein berühmtes Sonett „Allein den Betern kann es noch gelingen / Das Schwert ob unsern Häuptern aufzuhalten“, dieses Gedicht, das tausendfach von Hand zu Hand gehen wird

und welches ihm neben anderen den Nazis verdächtigen „frommen“ Schriften das Leben hätte kosten können. Mehrfach wurde seine Wohnung von der Gestapo durchsucht, schließlich Anklage wegen Hochverrats erhoben. Dem Schicksal Dietrich Bonhoeffers ist er nur durch das Kriegsende entkommen.

Fortan galt Reinhold Schneider zu Recht als „Gewissen der Nation“ und wurde als solcher hochgeschätzt. Er verfasste eine Vielzahl an Aufsätzen und hielt Vorträge zu christlich-ethischen Fragen. Denn als Autor der „Inneren Emigration“ während der Nazi-Diktatur war er ein gefragter Gesprächspartner. Geradezu berühmt wurde das Radio-Interview mit ihm und Gottfried Benn zur Frage „Soll die Dichtung das Leben bessern?“ im WDR 1955. Dass die Antworten zwischen dem Nihilisten Benn und dem christlich-frommen Schneider unterschiedlich ausfallen mussten, leuchtet ein. Jedenfalls wollte Schneider Botschaft geben und „der Wahrheit Stimme“ sein. Die, das war für ihn klar, nie bei den Mächtigen sondern im Leiden, Mitleiden mit der geschundenen Kreatur zu sein hatte. „Denn die Täter werden nie den Himmel zwingen: / Was sie vereinen wird sich wieder spalten, / Was sie erneuern über Nacht veralten, / Und was sie stiften Not und Unheil bringen“. Und deshalb vertrat Schneider in der Nachkriegszeit einen strengen Pazifismus und wandte sich in Reden und Publikationen gegen die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik, gegen atomare Aufrüstung und den „kalten Krieg“. Aus der „Stimme des Gewissens“ wurde urplötzlich ein Sympathisant des Ostblocks und des Kommunismus. Freunde wandten sich ab. Zeitungen wollten seine Beiträge nicht mehr drucken. Der sogenannte „Fall Schneider“ wurde durch den damaligen Bundespräsidenten Theodor Heuss kurzerhand zu Makulatur, indem Heuss dem aufrechten Schriftsteller 1952 den Orden der Friedensklasse „Pour le mérite“ verlieh. Viele weitere Ehrungen folgten, Preise, Ehrendoktorwürden, Aufnahme in die wichtigsten Akademien. 1956 die Verleihung vom „Friedenspreis des deutschen Buchhandels“ in der Frankfurter Paulskirche. Schneiders langjähriger (1936 bis zu seinem Tode 1958) Freund Werner Bergengruen, auch er ein Dichter der „Inneren Emigration“, hielt die Laudatio.

Schneider nutzte seine Dankesrede zu einem leidenschaftlichen Appell an die Opferbereitschaft für den Frieden, basierend auf urchristlichen Verständnis: Als Schriftsteller „kann, möchte er nur aus der ganzen Kraft seines Herzens ein Zeichen sein - und zwar der Liebe. Gegen alle Wahrscheinlichkeit muss an der Stelle, wo wir angelangt sind, eine Hoffnung sich erheben, ein Bemühen entfacht werden, die den heute gedachten vollzogenen Gedanken des Todes entgegen sind.“ „Wer den Frieden will in der Geschichtswelt, kann dem Vorwurf der Torheit nicht entgehn. Es ist fast unvermeidlich, daß er in Gesellschaft von Narren gerät. Aber besser auf einem Narrenschiff reisen als auf einem Flugzeugträger.“ Wieder einmal prophetisch die Gefahren einer reinen Technisierung der Welt und eine Übergewichtigkeit von Wissenschaft beschwörend, zitierte Schneider in seiner Rede Albert Einstein: „Er (der Wissenschaftler) erniedrigt sich sogar so weit, daß er auf Befehl die Mittel für die allgemeine Vernichtung der Menschheit wieder zu vervollkommen hilft“.

Schneider hatte in seinem Sonett „Den Technikern“ fast schon die heutige digitale Zeit antizipiert: „Ihr seid des Lebens rechnende Bezwingler / Und habt das Recht, es völlig auszulaugen! // Wie alle Dinge euren Zwecken taugen / Und jedem Druck sich fügen eure Finger“.

Reinhold Schneider, schon seit längerer Zeit ein kranker Mann, ahnt vielleicht, daß ihm nur noch eine kurze Lebenszeit vergönnt sein wird. Die möchte er gerne „in der Nähe des heiligen Toren von Assisi“ zubringen. 1946 in der Trümmerwüste Deutschlands hatte Schneider den Text „St. Franziskus und das Abendland“ veröffentlicht, worauf er sich wohl in seiner Paulskirchenrede bezog. Er schrieb darin: „Allenthalben sind die Mauern gefallen; als Bettler befreien sich die Überlebenden aus den Kellern. Nachts hören wir den ruhelosen Schritt der Heimatlosen. Und wieder und wieder geschah es und geschieht es noch, dass Erben und Nachfahren, deren Gut eben noch verschont wurde, sich der Schar der Wandernden anschließen müssen und, als Bettler unter Bettlern, in ihr untergehn.“

Die Trümmerlandschaften waren inzwischen verschwunden. Es herrschte die Wirtschaftswunderzeit. Worte von Armut und dem Leiden von Mensch und Kreatur fanden keine begeisterte Zuhörerschaft. Auch 1956 konnte man nicht ahnen, daß eine solche Beschreibung im Jahre 2015 wieder aktuell sein würde. „... die Forderung, die (Franziskus) an uns stellt, hat etwas Schreckliches. Aber dies ist ...die Schrecklichkeit des Evangeliums...was ist wohl schrecklicher für uns... als die Wahrheit und ihr Vollzug, als die Verpflichtung, die Wahrhaftigkeit Jesu Christi zu leben in unserem Leben; als die letzte Folgerichtigkeit in der Annahme des *Folget mir nach?*“

Seine letzte Reise führt Schneider im Winter 1957/58 nach Wien, in die Stadt, in der anstelle der Kaiser nun die Atombehörde das Sagen hat. Hier – man kann es in seinen Aufzeichnungen „Winter in Wien“ nachlesen – erlebt der große Humanist und gläubige Katholik, der schon früher in den Werken einer Theresa von Avila, eines Johannes vom Kreuz den Gang ins Dunkel der Kreuzesnachfolge nachgegangen ist, den „Eingang in Jesu Christi kosmische und geschichtliche Verlassenheit“. Es ist, als ahne er sein baldiges Ende in einem „Herausgleiten aus jeglichem Horizont“. Nur noch im Kreuz, unter dem Kreuz kann sich diese tragische Gestalt wiederfinden. „Beten über den Glauben hinaus, gegen den Glauben, gegen den Unglauben, gegen sich selbst.“ Und er fragt sich „Ist diese Erfahrung aus der Verzweiflung an Kosmos und Geschichte, die Verzweiflung vor dem Kreuz, das Christentum heute?“ Aber die Antwort hatte er schon zuvor gefunden. „Der Kreuzweg ist *der Weg*.“

Reinhold Schneider starb am Ostermorgen 1958 an den Folgen eines Sturzes am Tag zuvor. In Freiburg, wo er seit 20 Jahren gelebt hatte, wurde er im Münster aufgebahrt. Werner Bergengruen hielt für seinen Freund die Grabrede, bevor dieser in Baden-Baden im Familiengrab beigesetzt wurde. Ein Gedenkstein an seinem Haus in Freiburg trägt die Inschrift: „Die Wahrheit nur wird an die Herzen dringen und wirken wird das Wort nur das gelebt“.

Veröffentlicht am 24. Oktober 2015 in „Die Tagespost“ unter dem Titel:
„Suchen und Ringen. Der Schriftsteller Reinhold Schneider (1903–1958)
verteidigte die Wahrheit“

In: „Poeten, Priester und Propheten: Leben und Werk inspirierender
Schriftsteller – Die Tagespost-Literaturserie“, Hg. Stefan Meetschen und
Alexander Pschera, Fe-Verlag, Kißlegg, 2016

In: Ilka Scheidgen „Vorweggenommen in ein Haus aus Licht: Autorenporträts“,
Twentysix Verlag, Norderstedt, 2016